

HEIKE DENZAU

# **NORDSEEGEHEIMNIS**

*Küsten Krimi*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Hayden Verry/Arcangel.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Hilla Czinczoll

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2021

ISBN 978-3-7408-0928-7

Küsten Krimi

Originalausgabe

Liedtext auf S. 24: »Mona Lisa« von Fantasy, auf: »Casanova« (2019)

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Für meine Mutter  
In liebevoller Erinnerung

Lenchen kam Anfang der fünfziger Jahre als Siebzehnjährige nach Föhr. Eine Saison lang arbeitete sie als Zimmermädchen im Haus Forstblick in der Wyker Waldstraße.

Es war ihre erste große Reise, heraus aus dem beschaulichen Dörfchen Wewelsfleth, und damit auch die erste lange Trennung von ihrer Mutter Frieda, dem kleinen Bruder Erwin und Oma Cäcilie – der Vater war aus Russland nicht zurückgekehrt.

In Lenchens Koffer reiste außer dem Notwendigen vor allem Angst vor dem Unbekannten mit auf die Insel, und Heimweh, das schon am Bahnhof einsetzte.

Doch als sie Monate später wieder nach Hause fuhr, hatte sie, das erzählte sie immer mit leuchtenden Augen, eine der schönsten Zeiten ihres Lebens hinter sich. Denn neben Betten machen, Böden schrubben, Kartoffeln schälen und schüsselweise Krabben pulen hatte sie eine große Liebe gefunden. Föhr!

Das Meer, der salzige Wind, die Weite des Watts, die Wellen, die sanft an den herrlichen Sandstrand plätschern ... Sie blieb dieser Liebe nicht nur treu über die folgenden Jahrzehnte, sondern gab sie auch weiter an uns, ihre Kinder und Enkelkinder.

Ich bin heute noch dankbar, dass ich ihren letzten Urlaub auf Föhr gemeinsam mit ihr verbringen durfte.

*Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,  
wenn du zur ganzen dich bekennt.*

Nikolaus Lenau

## Vor dreißig Jahren ...

»Mach dich vom Acker, Freddy«, ahmte Frederik Lahann die Stimme nach, die in seinem betrunkenen Kopf spukte, seit er das Scheunenfest verlassen hatte. »Blöde Tussi«, murmelte er.

Sie hatte ihn abblitzen lassen. Mächtig. Dabei wollte er doch auch nur mal bumsen. Alle seine Kumpels hatten schon, nur er nicht. Sein Blick glitt zum Vollmond hoch, dessen kaltes Licht sich auf dem nassen Asphalt spiegelte. Der Mond war wie er. Fett und rund. Nur dass er dazu noch klein war. Das war der Mond nicht. Auf dem Mond war Platz für das Mare Frigoris und das Mare Imbrium mit seiner Regenbogenbucht. Frederik konnte die dunklen Flecken, die dem Mond sein Gesicht verliehen, zuordnen, seit er zwölf Jahre alt war. Er interessierte sich für viele Sachen. Er war klug. Aber das zählte bei den hübschen Mädchen nicht. Die wollten die großen Kerle. Die konnten ruhig blöd wie Brot sein, Hauptsache, sie waren groß und hatten Muckis.

Frederik drehte sich schwankend um, als er hinter sich den Motor eines Wagens hörte. Besoffen auf einer Landstraße unterwegs zu sein war gefährlich. So viele Korn-Cola hatte er nicht gehabt, dass er das nicht mehr schnallte. Er stolperte auf die Bankette, blieb stehen, stützte sich auf einem Leitpfosten ab und blickte wieder hinter sich. Dieses Knattern ... Er konnte das Motorengeräusch einordnen. Da kam ein Käfer. Zwei seiner Kumpel fuhrn Käfer. Und sie.

Wenn es Reimer oder Dieter war, würde derjenige ihn einsacken. Schließlich waren es noch zweieinhalb Kilometer bis nach Hause. Aber die beiden waren ganz schön voll gewesen. Würden sie noch fahren? Ja, gab er sich selbst die Antwort. Wenn man auf dem Dorf wohnte, fuhr man schon mal besoffen.

Schwankend stand er im hohen Gras. Die Jeans zog an den Beinen Feuchtigkeit, während er den Arm ausstreckte und winkte. Doch der hellblaue Käfer knatterte an ihm vorbei, ohne

auch nur abzubremesen. »Drecksstück!«, schrie er dem Wagen hinterher. »Fick dich selbst!«

Der Käfer verschwand hinter der Kurve, und Frederik trat zurück auf die Straße. Im selben Moment hörte er ein eigenartiges Geräusch. Ein Knacken, dumpf, hart ... Er schritt schneller voran.

Am Ende der Kurve stand der Käfer mit laufendem Motor, einen Moment lang, noch einen Moment lang, dann fuhr er davon. Frederik ging weiter, den Blick fokussiert auf den dunklen Schatten auf der Straße. Was lag dort? Hatte sie ein Reh erwischt? Und sie fuhr einfach weiter? Das musste man doch einem Jäger melden. Er begann zu laufen. Aber je näher er kam, desto langsamer wurden seine Schritte wieder. Das war kein Reh. Er schluckte, als er vor dem bewegungslosen Mädchenkörper stand, der mit hässlich verdrehten Gliedmaßen mitten auf der Straße lag. Er starrte in das Gesicht, dessen rechte Hälfte wohl der Asphalt bis auf den Knochen aufgerissen hatte. Es war Heidi Püster.

Scheiße! Seine Beine fühlten sich an wie Wackelpudding. »Heidi? ... Heidi!« Er ging neben ihr in die Knie. Er kannte sie nur vom Sehen. Sie war sechzehn, höchstens siebzehn, und damit vier, fünf Jahre jünger als er. Und tot.

Er starrte die Straße entlang, die sich ruhig durch die Nacht schlängelte. Das Knattern war nicht mehr zu hören.

Sie hatte Heidi totgefahren! Frederik war augenblicklich stocknüchtern. Er zog den leblosen Körper von der Straße, damit kein weiteres Auto darüberfuhr, dann rannte er los zum nächsten Bauernhof, klingelte dort und schrie und hämmerte an die Tür. Der Bauer öffnete sie persönlich. Frederik kannte ihn, so wie man sich auf dem Land eben kannte.

»Herr Bolten, schnell! Sie müssen den Rettungsdienst anrufen! Da hinten liegt Heidi Püster. Sie ist tot, glaub ich. Ein Auto hat sie überfahren und ist einfach weitergefahren!«

»Junge, beruhig dich«, sagte der Bauer und zog ihn ins Haus. »Ich rufe einen Krankenwagen. Und die Polizei. Und dann fah-

ren wir dahin. Du zeigst mir, wo sie liegt. Vielleicht können wir noch was tun.«

Frederik nickte. Er hörte, wie der Bauer den Notruf absetzte. Gleichzeitig hallte immer noch das Knattern des Käfers in seinen Ohren nach.

»Ich hab den Wagen gesehen«, sagte er, während er mit Bauer Bolten über den Hof zu dessen Mercedes eilte. »Ich kann den beschreiben.«

»Das kannst du gleich alles der Polizei erzählen, Junge.« Der Bauer startete den Dieselmotor.

»Ja ... Es war ein silberner Passat.«

## EINS

»Äh ...?« Ein mulmiges Gefühl beschlich Raphael Freersen, obwohl er die Augen gerade mal drei Sekunden offen hatte. Lag er in einem Sarg? Gänsehaut bildete sich auf seinen Armen, und der Pelz in seinem Mund schwoll an. Er wandte den Kopf zur Seite, wo Licht ins Dunkel fiel. Gott sei Dank. Der Sarg hatte ein Bullauge. Eine Möwe starrte ihn an, tappte dann weiter durch den Sand.

Raphael war immer noch verwirrt, aber sein Bewusstsein erweiterte sich von Sekunde zu Sekunde. Er hörte das Meer, die Wellen, die in ihrem ewigen monotonen Rhythmus an den Strand plätscherten. Möwen schrien. Schritte knirschten im Sand. Und gerade als die Erinnerung zurückkehrte, endete das Knirschen der Schritte. Raphael wandte den Kopf erneut dem Bullauge zu. Statt der Möwe sah er behaarte Waden und Laufschuhe, dann einen Arm und – Raphael zuckte zusammen – sein Spiegelbild.

Das Gesicht verschwand, und Sekunden später wurde der Sargdeckel, der wohl gar keiner war, hochgezogen. Geblendet schloss Raphael mit einem unwilligen Stöhnen die Augen.

»Ich glaub's nicht«, erklang eine verärgerte Stimme. »Du bist so ein Sack, Raphael!«

Raphael blinzelte und hob eine Hand vor die Augen. »Moin, Bruder«, krächzte er und räusperte sich. »Ich find's auch schön, dich zu sehen.« Er rappelte sich hoch, stützte sich auf die Ellenbogen und sah sich um. Vor ihm lag blau und glitzernd die Nordsee im Oktober-Morgenlicht. Eine Fähre der Wyker Dampfschiffs-Reederei nahm gerade Kurs auf den heimischen Hafen. Neben ihm lag ein Schlafsack, unter dem leises Schnarchen hervorklang. Er selbst war nur mit einem Badelaken zugedeckt, was die Gänsehaut erklärte.

»Zwei Tage, Raphael, zwei Tage!« Johannes' Stimme war



Galle pur. »Dann wolltest du aus London zurück sein. Und jetzt, über eine Woche später, in der du nicht auf eine einzige Nachricht reagiert hast, liegst du hier in diesem ... diesem Ding und sagst ›Moin, Bruder?‹«

»Jetzt lass mich doch mal wach werden, bevor du mit deiner Predigt anfängst«, beklagte Raphael sich. »Ich muss mich erst sortieren. Ich hatte gestern Abend den einen oder anderen Drink.«

»Mal ganz was Neues«, brummte Johannes.

Im gleichen Moment bewegte sich der Schlafsack neben Raphael, und ein schwarzhaariger Frauenkopf kam zum Vorschein. »Könnt ihr mal bitte leiser sein?«, murmelte sie. »Und macht das Licht aus.« Sie zog den Schlafsack wieder über den Kopf und schnarchte weiter.

»Wer ist das?«, fragte Johannes gereizt.

»Äh, das ist ...«, Raphael hob die Hand und sah auf die Innenfläche, »Lillj ... Lilli«, verbesserte er sich. »Das ›i‹ ist verschmiert.« Er warf das Badelaken von sich und kletterte splitterfasernackt aus dem Schlafstrandkorb.

»Du hast dir ihren Namen auf die Hand geschrieben?« Johannes starrte ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

»Und?« Raphael reckte sich auf der Matte, auf der der riesige Strandkorb stand. »Du kennst doch mein Namensgedächtnis.«

»Wenn du dich mal für eine Frau entscheiden würdest, müsstest du dir nicht wöchentlich sieben Namen merken. Und zieh dir was an, meine Güte.« Er stellte sich so vor Raphael, dass dessen Blöße den Frühaufstehern auf der Promenade nicht ins Auge fiel.

»Was ist das?« Raphael hob sein Bein und zog etwas ab, das an der Unterseite seines Oberschenkels klebte. »Ach so.«

»Boah!«, stieß Johannes angeekelt aus.

Raphael warf das benutzte Kondom in den Schlafstrandkorb. »Besser, als Vater zu werden und jahrelang nichts von seiner Tochter zu wissen.«

»Danke! Als sei das meine Schuld gewesen.«

Johannes hörte sich jetzt richtig sauer an, und Raphael bekam ein schlechtes Gewissen. Dafür, dass Sina Beyer, die Jugendfreundin von Jo, ihm verschwiegen hatte, dass sie schwanger war, als sie Flensburg vor zehn Jahren verlassen hatte, konnte er nun wirklich nichts.

»Woher wusstest du überhaupt, dass ich hier drin bin?«, wechselte Raphael schnell das Thema, während er Boxershorts und Jeans anzog.

»Deine Schuhe.« Johannes deutete auf die schwarzen Stiefel, die im Sand vor der Matte lagen. »Solche Quadratlatschen hat hier sonst doch keiner.«

»Doch, du«, sagte Raphael und klopfte seinem Zwillingbruder auf die Schulter. »Warst du laufen?«

»Ja, sieht man doch.« Johannes klang immer noch verstimmt.

Raphael zog mit einem Ruck seinen Pullover unter Lilli hervor, sodass sie unwillig grunzte, sich aber nicht weiter rührte. Seine Lederjacke fand er am Fußende. Er schüttete den Sand aus den Stiefeln und schlüpfte hinein. Dann zog er die Plane des Strandkorbs über den schnarchenden Schlafsack und stapfte los.

Johannes rührte sich nicht von der Stelle. »Willst du dich nicht verabschieden?«

»Nö. Die schläft doch.«

Johannes folgte ihm durch den Sand zur Promenade hinauf. »Wann wirst du endlich aufhören, dich wie ein Arsch zu verhalten?«

»Wann wirst du endlich aufhören, das zu fragen?« Raphael legte Johannes seinen Arm um die Schultern. »Ich bin und bleibe nun mal das *black sheep* in der Freersen-Herde.« Sie gingen über den Parkplatz am Schwimmbad zum Rebbelstieg. »Wieso bist du überhaupt auf Föhr? Hast du dein Töchterchen besucht?«

»Ja.«

Raphael verzog die Lippen. Seinen Bruder so einsilbig zu erleben, noch dazu in dem Tonfall ... Jo war eindeutig mächtig sauer darüber, dass er sich eine Zeit lang tot gestellt hatte.

»Willst du die Friesendetektei nun eigentlich weiterführen oder nicht?«, fuhr Johannes ihn an und blieb stehen, als sie in die Mühlenstraße einbogen. »Ava und Imme haben es verdient zu wissen, woran sie mit dir und ihren Jobs sind.«

»Ja, verdammt, ich werde sie weiterführen! Wäre ich sonst hier?« Raphael ging weiter. »Selbstverständlich bin ich lieber hier auf dieser Kackinsel als in London. Selbstverständlich möchte ich lieber die Detektei unseres toten Onkels weiterführen, als mit Sam und Sean in London die Clubs und Bars unsicher zu machen und das Leben zu genießen.«

»Niemand zwingt dich, hier zu sein«, sagte Johannes, der wieder zu ihm aufgeschlossen hatte. »Du solltest einfach nur so fair sein und den beiden Frauen sagen, wie es weitergeht.«

Sie hatten das Doppelhaus in der Mühlenstraße erreicht, als aus dem Garten des gegenüberliegenden Hauses ein lautes »Huhu!« ertönte.

»Och nee«, stöhnte Raphael. Mine Margarete Mommsen, die dreiundachtzigjährige Nachbarin, winkte fröhlich über die Hecke, die akkurat geschnitten war, im Gegensatz zu seiner in alle Richtungen sprießenden Buchsbaumhecke.

»Huhu, Herr Rickers ... und Herr Rickers! Gud Maaren! Schön, dass sie wieder da sind, Herr Rickers. Ich habe Sie vermisst.«

»Freersen, Frau Mommsen, Freersen!«, grölte er hinüber. »Mein Onkel hieß Rickers, wir nicht.«

Frau Mommsen hielt ihre Hand ans Ohr. »Was?«

»Ja, du mich auch, Triple M«, murmelte Raphael, winkte ihr zu und ging den Weg zu seiner Haushälfte hoch. Der Zweig des Apfelbaums streifte sein dunkles, vom Schlaf verwuscheltes Haar. Johannes hatte sich rechtzeitig gebückt.

»Imme ist drinnen«, sagte Johannes und deutete zur Haustür, deren weiß-grüner Farbanstrich still vor sich hinblätterte. Über der Tür waren einzelne Holzbuchstaben befestigt. Der einstige Namenszug »FRIESENGLÜCK« wies ein kleines Manko auf. Das G fehlte, und so stand dort »FRIESEN LÜCK«.

Als Raphael die Haustür aufzog, rief er ein launiges »Füße vom Tisch! Der Chef ist wieder da!« in den Flur, durchbrochen von Immes Aufschrei: »Tür zu! Waltraud ist frei!«

»Äh, was?« Er starrte zum Büro, aus dem Imme gerufen hatte. Im selben Moment kam etwas herausgeflattert und hielt Kurs auf seinen Kopf. Es war ein Automatismus, der ihn das flatternde Etwas wegschlagen ließ, sodass es mit einem unschönen Laut an die Wand klatschte und von dort senkrecht zu Boden fiel.

»Bist du irre?« Imme Hölderling stand in der Bürotür und warf Raphael einen bitterbösen Blick zu. Sie stürzte zu dem Vogel, der sich gerade benommen aufrappelte und mit den Flügeln schlug, so, als müsse er erst mal die Federn sortieren.

Johannes kniete sich neben Imme und strich dem Vogel über den aufgestellten Kamm. »Ach, du Arme«, sagte er. »Das wollte Raphael nicht. Das hat er nicht mit Absicht gemacht, Waltraud.«

Raphael starrte auf die Runde am Boden. »Ich bin gerade mal zwölf Stunden zurück und komm mir schon wieder vor wie in einem Irrenhaus ... Was ist das für ein Viech?«

»Das ist Waltraud.« Imme stand auf. Der Vogel hockte auf ihrem linken Unterarm, während sie ihn mit der rechten Hand streichelte. »Sie ist ein Nymphensittich. Und wohnt jetzt hier.«

»Bitte was? *Ich* wohne hier.«

»Ja.« Imme, die mit dem weizenblonden Haar, den blauen Augen und den hohen Wangenknochen der Inbegriff einer Friesin war, wurde kleinlaut. »Du ... und Waltraud.« Sie stellte sich direkt vor ihn. Raphael kannte außer ihr keine Frau, die ihm direkt in die Augen blicken konnte. Mit ihren eins neunzig war sie nur drei Zentimeter kleiner als er und Johannes.

»Sie hat sich in der letzten Woche so gut hier eingelebt«, fuhr Imme fort und hielt dem Vogel ihren Finger an den Schnabel, sodass er am Fingernagel zu knabbern begann. »Da können wir sie jetzt nicht schon wieder umsiedeln. Das verkraftet sie nicht. Nicht, Waltraud?«

Raphael sah Johannes an. »Und du wunderst dich, dass ich

in London sein will?« Dann stapfte er ins Büro. Auf dem alten Nussbaumsideboard mit den Aktenordnern fiel sofort der große Käfig ins Auge.

»Das ist ihr Käfig«, sagte Imme überflüssigerweise und setzte den Vogel hinein. Waltraud flatterte auf die Stange, krächzte und starrte Raphael an. »Wir wussten nicht, wohin mit ihr«, begann Imme zu erklären. »Sie hat unserm Nachbarn Hinne gehört. Die beiden waren *best friends*. Jetzt musste Hinne allerdings ins Heim, und dahin durfte Waltraud nicht mit. Wir können sie wegen unserer Katzen nicht nehmen. Waltraud ist nun mal das freie Fliegen gewohnt. Und hier stört sie doch niemanden.«

»Gestatten«, Raphael zog einen imaginären Hut, »mein Name ist Niemanden. Niemanden Rickers. Raphael Freersen ist Geschichte.«

Johannes lachte. »Waltraud ist wirklich drollig, Raph. Du wirst sie lieben, wenn du sie erst besser kennst.«

Raphaels Antwort ging im schrillen Ton der Haustürklingel unter. »Hoffentlich sind das die Männer mit der Zwangsjacke«, grummelte er. Er ging zur Tür, während Johannes in die Küche verschwand, und zog sie auf. Ein Mann in Anzug, Anfang fünfzig, stand davor. Sein Lächeln war so dezent wie die Krawatte, die den gleichen Grauton aufwies wie seine Schläfen.

»Herr Freersen?«, fragte der Mann. »Raphael Freersen, der Detektiv?«

Bäm! Da war er wieder, dieser Moment. Warm rieselte es über Raphaels Nacken. Detektiv! Das hörte sich einfach saugut an. Indiana-Jones-mäßig. Lehrer, Bankkaufmann, Fliesenleger ... das waren die anderen. Er war Detektiv! »Ja?«, sagte er schnell, weil die Pause lang wurde.

»Mein Name ist Dierk Jürgensen. Ich bin Leiter der ›Klinik am Kliff‹ in Nieblum-Goting. Ich hätte einen Auftrag für Sie, wenn Sie mögen und Zeit dafür haben.«

Raphael bemerkte, dass der Blick des Mannes über sein ungekämmtes Haar und seine sandigen Stiefel glitt. »Zeitlich könnte es tatsächlich schwierig werden. Ich werde momentan mit Auf-

trägen überrannt«, log er drauflos. »Ich bin gerade von einem nächtlichen Einsatz zurück, der mir einiges abverlangt hat.«

Aus der Küche war deutlich Johannes' Schnauben zu hören.

»Aber kommen Sie rein und erzählen Sie mir, was ich für Sie tun könnte.« Raphael trat zur Seite. »Hier vorn ist mein Büro.«

Dierk Jürgensen trat ein und grüßte Imme, die an ihrem Schreibtisch vor dem Laptop saß und geschäftig tat. Sie grüßte freundlich zurück und wandte sich an Raphael, etwas leiser sprechend, aber durchaus für Herrn Jürgensen verständlich: »Chef, Frau Müller-Wolfenberg bittet um dringenden Rückruf. Sie möchte ihr Dankeschön für den geklärten Fall unbedingt persönlich loswerden. Sie hat bereits zweimal angerufen.«

Das »Äh, wer?« schluckte Raphael schnell herunter, als ihm klar wurde, dass Imme eine Show abzog, und er spielte mit. »Ach, okay, danke, Imme. Ich rufe sie nachher zurück. Wann ist mein nächster Termin?«

Imme blickte auf den Tischkalender, der so unbeschrieben war wie das sprichwörtliche Blatt. »Erst um elf. Du hast also noch Zeit. Und ich mache mich jetzt an den Bericht zum Fall Hess.«

Dierk Jürgensen war vor dem Vogelkäfig stehen geblieben. »Ein Nymphensittich, wie schön. Meine Großeltern hatten einen.« Er sah Raphael an. »Es gefällt mir, dass Sie Tiere mögen. Das sagt etwas über Menschen aus.«

Raphael lächelte. »Das ist Waltraud. Momentan die einzige Frau in meinem Leben, die mir wirklich etwas bedeutet ... Außer meiner Mutter natürlich.«

Okay, die Mutter war zu viel, fand auch Raphael, nachdem erneut ein leises Schnauben erklang. Diesmal vom Flur. Anscheinend lauschte Johannes.

Raphael deutete auf den Besucherstuhl vor seinem Schreibtisch, und Jürgensen nahm Platz. Einen Moment lang herrschte Schweigen. Nur das Klappern von Immes Tastatur war zu hören. Ihre Finger schienen über die Tasten zu fliegen.

Dierk Jürgensen schlug ein Bein über das andere. »Ich kann hoffentlich davon ausgehen, dass unter uns bleibt, was ich hier

sage? Auch wenn der Vertrag zwischen uns nicht zustande kommt?»

»Selbstverständlich. Berufsehre.«

Immes Kichern ging glücklicherweise im Tastaturcrescendo unter.

Jürgensen nickte. »In unserer Klinik werden seit drei Jahren Patienten bestohlen. Nicht ständig, stattdessen auffälligerweise immer im Herbst und im Frühling. Tatsächlich hatten wir vor drei Tagen wieder einen Fall, nachdem über den gesamten Sommer nichts passiert ist.«

Raphael wunderte sich. »Diebstahl ist ein Fall für die Polizei, oder?»

»Natürlich«, sagte Jürgensen. »Die hatte ich zuletzt im Frühjahr informiert, als die Diebstähle erneut begannen, aber es kam nichts dabei heraus. Wie in den Jahren zuvor. Wir haben den Betroffenen den Verlust immer aus eigener Tasche ersetzt, um den Ruf der Klinik zu schützen, aber jetzt habe ich die Nase voll. Ich dachte, vielleicht können Sie mehr herausfinden?»

»Nun, das klingt in der Tat interessant«, sagte Raphael und warf dabei einen genervten Blick zu Imme, die anscheinend versuchte, ins Guinness-Buch der Weltrekorde zu gelangen. Hatte jemals jemand schneller und geräuschvoller getippt? »Allerdings sehe ich noch nicht, wie genau ich Ihnen helfen könnte. Was stellen Sie sich vor?»

»Nun, ich würde Sie gern als Patient einschleusen. Undercover quasi. Dann wären Sie vor Ort und könnten unsere Angestellten, die für die Taten in Frage kommen, beobachten und überprüfen.«

»Sie haben also schon konkrete Verdächtige?»

»Allerdings. Ich habe selbst ein wenig recherchiert in den letzten Jahren. Generell käme natürlich jeder Mitarbeiter für einen Diebstahl in Betracht. Allerdings haben wir, das muss ich leider zugeben, eine hohe Fluktuation, das Personal betreffend. Die Diebstähle haben sich immer gleich abgespielt: jeweils im Frühjahr und Herbst, und die Türen wurden nie aufgebrochen.

Ich gehe daher davon aus, dass es ein und dieselbe Person ist, die sich in den letzten drei Jahren am Eigentum unserer Patienten bedient hat. Da kommen dann nicht mehr viele Mitarbeiter in Frage. Eigentlich nur vier. Und für alle würde ich meine Hand ins Feuer legen. Sie ...« Jürgensen stockte, denn wie aus dem Nichts erklang Mozarts »Kleine Nachtmusik«.

»Entschuldigung.« Der Klinikleiter zog ein Smartphone aus der Jackentasche und nahm das Gespräch an. »Ich kann jetzt nicht, Lena. Ich bin unterwegs. – Ja, danke, bis gleich.« Er steckte das Handy wieder weg. »Entschuldigung, das war meine Tochter. Wo waren wir?«

»Bei Ihrer Hand, die Sie ins Feuer legen würden.«

»Ja, genau. Die vier Angestellten, die seit mehr als drei Jahren bei uns sind, sind aus meiner Sicht eigentlich über jeden Verdacht erhaben, aber anscheinend ...« Er hob die Schultern.

»Sie haben nur vier Leute, die länger als drei Jahre bei Ihnen sind?« Das erschien selbst Raphael wenig, der keinerlei Ahnung von betrieblichen Dingen hatte.

Dierk Jürgensen lächelte. »Nein, es sind schon ein paar mehr. Aber etliche konnte ich ausschließen. Die waren entweder, als die Taten geschahen, im Urlaub, krank oder in einer anderen Schicht. Sie hatten jedenfalls ein Alibi. Wie gesagt, ich habe schon vorgearbeitet.«

Raphael nickte. »Ein Fall, für den ich mich durchaus erwärmen könnte.« Und das war nicht gelogen. Ein paar Leute für Geld zu beobachten ... geiler Job. »Ich kann natürlich nicht garantieren, dass ich herausfinde, welcher Ihrer Angestellten der Langfinger ist.«

»Das ist mir klar. Aber es ist eine Chance. Ich würde Ihnen eine Liste mit den verdächtigen Personen erstellen, mit Infos zu ihnen. Sie könnten dann in den Zeiten zwischen den Anwendungen und vielleicht abends recherchieren.«

»Zwischen den Anwendungen?«

»Wenn ich Sie als Patient einschleuse, müssen Sie sich natürlich auch wie ein Patient verhalten. Außer mir darf keiner



wissen, dass Sie ermitteln. Wenn es einer meiner Angestellten erfährt, würden es gleich alle wissen.« Er lächelte. »Sie können sich überlegen, zu welchem erfundenen Zweck Sie in der Klinik weilen möchten. Ich veranlasse dann den Eintrag ins System. Über Ihre Krankenkasse können wir das nicht laufen lassen. Ich müsste Sie als Privatpatient aufnehmen, und die Kosten, die Ihnen dadurch entstehen, würde ich Ihnen zurückerstatten.«

Raphael zog die Augenbrauen zusammen. »Ich bin zwar in Buchführung nur wenig bewandert, aber ... wie wollen Sie das verbuchen?«

Jürgensens Wangen behielten ihre Farbe, doch am Hals bildeten sich ein paar rötliche Flecken. »Das kriege ich schon über verschiedene Kostenstellen hin. Das soll nicht Ihre Sorge sein.«

»Da haben Sie recht«, antwortete Raphael. »Ich werde Sie anrufen, Herr Jürgensen. Ihr Fall scheint mir doch ein wenig zeitintensiv zu sein. Ich muss hier erst checken, was ich von meinen anderen Aufträgen an meine Mitarbeiterinnen weitergeben kann und was nicht.«

Vom Flur her erklang ein schepperndes Geräusch. Genervt sah Raphael zur Tür. Was trieb Johannes da?

Dierk Jürgensen blickte von Imme zu Raphael. »Ich dachte, wir sind hier unter uns?«

»Das sind wir auch«, sagte Raphael schnell. »Das ist nur Jo. Mein Kater. Er ist eine furchtbare Nervensäge, alt und hässlich, aber wie Sie schon sagten, Tierliebe hat man oder eben nicht.«

Jürgensen erhob sich und reichte Raphael ein Visitenkärtchen. »Hier finden Sie meine Telefonnummer. Ich hoffe sehr, dass Sie es einrichten können, Herr Freersen.«

Raphael stand ebenfalls auf und geleitete den Klinikleiter auf den Flur hinaus. Von Johannes war nichts zu sehen. »Ich werde Sie auf jeden Fall heute noch informieren, ob es klappt«, sagte er an der Haustür. »Meine Konditionen interessieren Sie ja sicherlich auch.«

Jürgensen nickte. »Natürlich, schicken Sie mir Ihre Honorarvorstellungen gern per E-Mail. Aber was es kostet, kostet es.

Ich will den Täter endlich entdeckt wissen. Das Renommee der Klinik steht auf dem Spiel. Auf Wiedersehen.«

Er ging zu einem silbergrauen BMW, der an der gegenüberliegenden Straßenseite stand, dort, wo Raphael immer parkte. Eigentlich.

Raphael überließ es heiß. Wo war sein Baby? Er beruhigte sich, als ihm einfiel, dass er den Mercedes-Benz 500 SE gestern Abend am Schwimmbad geparkt hatte, bevor er zu Pitschi's aufgebrochen war, wo er, er blickte auf seine Hand ... Lilli aufgerissen hatte.

Als Raphael die Tür schloss, hörte das Tastaturgeklimmere im Büro auf. Johannes trat zugleich mit einem Becher Kaffee aus der Küche und sagte mit schiefem Grinsen: »Kater Jo, alt und hässlich. Vielen Dank auch.«

»Wenn du hier rumrandalierst ...«

»Das klang doch interessant, oder?« Johannes musterte Raphael.

»Du musst mir den Job nicht anpreisen. Natürlich übernehme ich den Fall. Er sagt, er zahlt jeden Preis.« Er ging ins Büro, stellte sich neben Immes Stuhl und blickte auf das Word-Dokument auf ihrem Bildschirm. »jqw e9jgn9qwe0mvm 9w.bniw3uronflw ehi9tlwgnlsnglw engt vme9ihjgflsn wlnielenien«, las er lautgetreu die erste Zeile des einseitigen Buchstaben- und Zahlensalats ab. »Du hättest ›Fall Hess‹ nicht so schnell in die Tasten hauen sollen. Das war unglaublich.«

»Hallo? Ich bin eine fähige Mitarbeiterin! Den Namen Hess habe ich übrigens genommen, weil unser Bürgermeister so heißt. Vielleicht glaubt dieser Jürgensen jetzt, dass wir einen Fall für den Bürgermeister bearbeiten.«

»Sehr gut«, lobte Raphael sie. »Nimm nächstes Mal ruhig ›Fall Merkel‹.«

Johannes, der Raphael gefolgt war, schüttelte den Kopf. »Ihr seid solche Spinner ... Und jetzt entschuldigt mich. Ich muss Mäuse fangen.«

## ZWEI

Die »Klinik am Kliff« trug ihren Namen zu Recht. Sie lag am Ende des Großbergwegs am Nieblumer Goting-Kliff direkt an der Nordsee. Hinter dem Klinikgelände und links davon wuchs Mais auf riesigen Feldern. Idylle pur, wobei das Klinikgebäude beim Deutschen Architekturpreis wohl eher die Goldene Himbeere kassiert hätte, wenn es dort denn so etwas gab. Es war ein kastenförmiger Klinkerbau aus den sechziger oder siebziger Jahren, zweckmäßig, hässlich, mit Haupthaus und zwei wesentlich kleineren Nebengebäuden.

Raphael fuhr den Clio seines Onkels um das Hauptgebäude herum, wo sich der Parkplatz befand. Ein kleiner, gepflegter Park mit Sitzmöglichkeiten schloss sich an. Direkt dahinter lag ein großes, weiß verputztes Reetdachhaus in den Dünen.

Er stieg aus, griff sich die Reisetasche vom Rücksitz und ging zum vorderen Haupteingang. Er grüßte einen Mann, der wohl der Gärtner war, denn er stutzte gerade eine Buchsbaumkugel mit einer großen mechanischen Heckenschere. Beim Anblick seiner orange-schwarzen Ohrenschützer musste Raphael grinsen, und er konnte sich einen Spruch nicht verkneifen. »Da hat aber einer empfindliche Ohrchen, was?«

Der Gärtner hatte ihn anscheinend verstanden, denn seine dunklen Augenbrauen, die genauso wild wucherten wie das schwarze Haupthaar, zogen sich zusammen, aber er erwiderte nichts, sondern hackte mit der großen Schere wieder über die überstehenden Zweiglein der Buchsbaumkugel. Die elektrische Heckenschere lag ein Stück weit entfernt.

Raphael betrat die Klinik durch den Haupteingang und steuerte direkt den Empfangstresen in der Halle an. Schon zehn Minuten später verabschiedete die Empfangsdame ihn. »Dann wünsche ich Ihnen einen schönen und fruchtbringenden Aufenthalt in unserem Haus, Herr Freersen.«

»Danke, Frau Dammann«, sagte Raphael und steckte den Zimmerschlüssel, den sie auf den Tresen gelegt hatte, in die Tasche seiner Lederjacke. Da ihr Name auf einem Plastikschildchen an ihrem dunkelblauen Blazer pappte, konnte er ihn unbedenklich benutzen. Dass er noch etliches mehr über sie wusste, durfte sie natürlich nicht erfahren.

Wencke Dammann war eine der Verdächtigen, über die Dierk Jürgensen ihm Infos hatte zukommen lassen. Sie war gerade fünfzig geworden, was man ihr auch ansah, trotz oder vielleicht wegen der dicken Make-up-Schicht auf ihrem Gesicht. Sie trug ihr dunkelblondes Haar als Bob, und der graue Ansatz verriet, dass sie dringend mal wieder zum Friseur musste. Sie war verwitwet, kinderlos und arbeitete Fulltime. Von allen Verdächtigen war sie am längsten in der Klinik. Seit vierzehn Jahren.

Raphael griff nach dem schmalen Pappordner, den sie ihm ebenfalls hingelegt hatte. Formulare, die er noch ausfüllen musste, befanden sich darin, dazu ein Essensplan, die Hausordnung ... Er fühlte sich ein wenig an Klassenfahrten und Jugendherbergen erinnert. Wobei diese Erinnerung nicht nur Negatives heraufbeschwor. Immerhin hatte er auf der Klassenfahrt nach Bamberg Ende der Neunten das erste Mal ein Mädchen flachgelegt. Eine Französin, die mit ihrer Klasse ebenfalls in der Jugendherberge übernachtet hatte. Anais ... An diesen Namen, an dieses Mädchen würde er sich immer erinnern. Nicht wegen ihrer hübschen kleinen Brüste oder der dunklen Locken, sondern wegen ihrer Stinkfüße. Jedes Mal, wenn er einen Brie de Meaux aß, war Anais präsent.

Er nahm seine Reisetasche auf und ging den Gang entlang in die Richtung, die Wencke Dammann ihm gewiesen hatte. Zimmer zwölf im zweiten Stock.

Die »Klinik am Kliff« war wie viele Kurkliniken hell und funktional eingerichtet, die Wände waren mit Hinweisschildern gepflastert: Speiseraum, WC, Schwimmbad, Kreativraum, Massage 1, Massage 2, Musikraum, Ruheraum, Werkstatt, Fitnessraum, Bürotrakt, Direktion ... Raphael ignorierte den Fahrstuhl,

aus dem zwei Männer in Trainingsanzügen, jeweils mit Gehhilfen, herausgehumpelt kamen, und wandte sich zur Treppe.

»Dann schauen wir mal, was Psycho-Gundis heute so labert«, hörte er einen der Männer sagen, und der andere lachte gequält.

Im zweiten Stock zeigte ein Schild an, dass die Zimmer eins bis zwölf im linken Gang lagen. Kein Mensch kam ihm entgegen. Aus Zimmer zehn, direkt neben ihm, klang Musik, als er daran vorbeiging. Irgendein Hummtata-Zeug – er fletschte die Zähne.

Sein kleines Zimmer war mit einem Holzbett, Holzschrank und einem Schreibtisch plus Stuhl ausgestattet. An der Wand hing ein kleiner Flachbildfernseher. Die erhoffte Minibar fand sich nicht. Der Blick aus dem Fenster ging leider nicht auf die in unmittelbarer Nähe liegende Nordsee hinaus, sondern auf eines der riesigen Maisfelder. Das Bad war noch kleiner, zweckmäßig und fensterlos und roch ein wenig muffig.

Mit einem Seufzer setzte Raphael sich auf das Bett. Wo sollte er jetzt anfangen? Er zog den gefalteten Zettel aus der Jackeninnentasche. Neben Empfangsdame Wencke Dammann hatte Dierk Jürgensen ihm drei weitere Personen aufgelistet. Raphael las die Informationen noch einmal, obwohl er es bereits mehrfach getan hatte.

Hannes Behmer war einer der Physiotherapeuten im Haus und wohnte in einem Wohnblock am Berliner Ring in Wyk. Er war siebenunddreißig Jahre alt, verheiratet, Vater dreier Kinder und Mitglied bei der freiwilligen Feuerwehr. Er arbeitete seit sechs Jahren in der Klinik.

Viktor Winkler war der Hausmeister der Klinik. Er wohnte hier in der Hausmeisterwohnung. Der Fünfundfünfzigjährige war ledig und kinderlos.

Die zweite Frau im Verdächtigenkleeblatt war Liana Petrescu, eine achtundzwanzigjährige Rumänin, die ein Zimmer in der Klinik bewohnte. Sie war wohl Single – Jürgensen wusste es nicht genau – und bei Patienten und Angestellten angeblich gleichermaßen beliebt. Auch sie war seit mehr als drei Jahren im

Team und damit eine heiße Kandidatin auf den Titel »Diebische Elster des Jahres«.

Raphael steckte den Zettel wieder ein, stand vom Bett auf, stellte seine Tasche auf dem kleinen Schreibtisch ab und sortierte seine Sachen in den Schrank. Als er das Fenster zum Lüften öffnete, klang zur Schlagermusik nun auch der Text vom Nebenzimmer herein. »Mona ... Mona Lisa ... Wann seh'n wir beide uns wieder ...« Seufzend schloss Raphael das Fenster. Er legte sich auf das Bett – die Matratze war super – und schloss die Augen. Bis zum Arztgespräch um halb elf konnte er noch ein Nickerchen machen.

Ein Anruf um Viertel vor elf auf dem Zimmertelefon ließ ihn aus einem traumlosen Schlaf hochschrecken. Eine der Stimme nach junge Frau, die sich mit »Miriam Fink« meldete, fragte, wo er bleibe.

»Oh, sorry, ich hab verschlafen.«

»Darf ich Sie höflich daran erinnern, dass Herr Dr. Paulsen auch noch andere Patienten als Sie hat?«

»Ja, das wäre nett, wenn Sie es noch einmal höflich sagen würden«, kommentierte Raphael die patzige Frage. »Im Übrigen will ich doch hoffen, dass ich nicht der einzige Patient bin. Es wäre ein schlechtes Zeichen, und ich bin nicht sicher, ob ich dann von Dr. Paulsen behandelt werden möchte.«

Das Klicken in der Leitung verriet, dass die Lady Scherzen nicht besonders wohlwollend gegenüberstand. »Zicke«, murmelte Raphael.

Er zog den vorläufigen Terminplan aus dem Ordner, verließ sein Zimmer und studierte den Plan im Gehen. Die erste Massage stand bereits am Nachmittag an. Therapeut: Hannes Behmer. Da konnte er dem ersten Verdächtigen schon mal ein wenig auf den Zahn fühlen. Aber erst einmal musste er zum Arzt.

Überrascht stellte Raphael fest, dass Dr. Paulsen in einem Zimmer residierte, das nur durch das Vorzimmer von Dierk Jürgensens Büro zu betreten war, in dem Vorzimmerdrachen Miriam

Fink saß. Und die war ein heißer Feger. Der Blick aus ihren blauen Augen bestätigte Raphael, dass sie das Gleiche von ihm dachte. Von Patzigkeit keine Spur. Da ging noch was. Und vielleicht würde er dabei auch gleich etwas über die Verdächtigen erfahren, wenn er es geschickt anstellte.

Das Arztgespräch mit Dr. Paulsen verlief unspektakulär. Dierk Jürgensen hatte ihn mit seiner Wunschdiagnose in das System eingespeist. Johannes hatte zwar auf Alkoholproblem plädiert, Imme auf Sexsucht, aber Raphael hatte sich für Burn-out entschieden. Dr. Paulsen notierte fleißig, was Raphael sich aus den Fingern sog. Arbeitsüberlastung in London im Familienbetrieb, familiäre Probleme ...

»Heute Nachmittag bekommen Sie von Frau Fink Ihren endgültigen Therapieplan für diese Woche«, verabschiedete Dr. Paulsen ihn. »Das Gruppentherapiegespräch ist dabei eine Pflichtveranstaltung, Herr Freersen. Die Einzeltherapiegespräche werde ich mit Ihnen führen. Dann gibt es noch ein paar wohltuende Anwendungen wie Massagen und Packungen. Und beim Wahlprogramm können Sie zwischen sehr schönen Angeboten wie Bogenschießen, Boxen und Kreativ-Kursen wählen.«

Als Raphael das Arztzimmer verließ, war Miriam Fink am Telefonieren. Mit einem Augenzwinkern, das sie genauso quittierte, ging er. Erst einmal musste er seinen knurrenden Magen versorgen. Hoffentlich war der Kantinenfraß akzeptabel.

Im Speisesaal bediente er sich an der Salatbar mit einem kleinen Schälchen und reihte sich dann hinter einem Mann in rotem Trainingsanzug in die kurze Schlange an der Essensausgabe für die warmen Gerichte ein. Er warf, während er mit dem Tablett in der Hand wartete, einen Blick zu den Tischen an den großen Fenstern, die zum Meer lagen. Männer und Frauen verschiedener Altersgruppen plapperten, was das Zeug hielt. Launiges Stimmenwirrwarr hing in der Luft, obwohl alle aßen, wie das Klimpern der Bestecke auf den Tellern verriet. Wie viele Kurshattentechtelmechtel hier wohl abgingen?

»Hier spielt die Musik, junger Mann, weitergehen!«, holte

ihn eine Stimme aus seiner Betrachtung. Er blickte die kleine runde Frau hinter dem Tresen an. Sie trug eine weiße Schürze unter einem Busen, den man durchaus als SUV unter den Brüsten bezeichnen konnte. Das kleine Namensschildchen wirkte ein wenig verloren darauf. Maren Hacker hieß sie. Unter dem weißen Käppi quollen dunkelblonde Locken mit Grauschleier hervor. Sie hatte forsch geklungen, aber aus den Schweinsäuglein im runden Gesicht lachte ihn pure Lebensfreude an. Sie erinnerte ihn an jemanden, aber er kam nicht drauf.

»Sorry«, sagte er, trat an den Tresen und stellte das cremefarbene Tablett auf der Ablage ab. »Was gibt's denn Schönes, Frau Hacker?« Er inspizierte die stählernen Behälter, aus denen sie zusammen mit einer jüngeren Frau die Teller der Patienten befüllte.

»Es gibt gefüllte Paprika mit Reis und Tomatensoße oder Seelachs in Senfkruste mit Kartoffelpüree.«

»Und was ist das?« Er deutete auf zwei weitere Behälter, in denen allerlei Gemüse auszumachen war.

»Das sind unsere veganen und vegetarischen Gerichte, aber ...«, sie strahlte fröhlich, »Sie sehen nicht nach Veggie aus. So ein großer Mann braucht doch Fleisch.«

Raphael lachte. »Na, ich nehm mal den Fisch.«

Sie nahm nicht das obere Filet aus dem Behälter, sondern zog ein größeres darunter hervor. Dann schaufelte sie eine Fuhre Kartoffelpüree auf den Teller und streute ein wenig Petersilie darüber. Als sie ihn noch einmal kurz über die runde Brille musterte, häufte sie noch einen weiteren Klecks Püree dazu.

»Lassen Sie es sich schmecken«, sagte sie, stellte ihm den Teller auf die gläserne Ablage und wandte sich dem nächsten Kurgast zu, der sie mit einem herzlichen »Moin, Hacki, für mich die Paprika« begrüßte.

Raphael blickte in die Runde und stellte fest, dass er begafft wurde. Er war der Neue. Und er war attraktiv – das war nun mal so. Die Weiber standen auf ihn. Die abschätzenden Frauenblicke beantwortete er mit einem Lächeln, dann steuerte er einen Tisch



am Fenster an, an dem gerade noch ein Platz frei war. »Moin, ich bin Raphael«, stellte er sich vor und wurde herzlich begrüßt.

Die beiden Frauen und die drei Männer am Tisch waren alle-  
samst zehn bis zwanzig Jahre älter als er und kamen aus den  
unterschiedlichsten Gegenden und Berufsgruppen, wie sich  
während des Essens herausstellte. Es war eine interessante und  
lustige Runde. Tobi und Olli, beide Feuerwehrmänner, über-  
trumpften sich mit Anekdoten aus ihrem Leben als freiwillige  
Brandschützer und Katzen-von-Bäumen-Retter. Katja aus dem  
Ruhrpott war Krankenschwester mit Bandscheibenproblemen  
und einem Hang zu schlüpfrigen Witzen, Ur-Berlinerin Tilly  
war Heavy-Metal-Fan, und der sechsfünfzigjährige Roger –  
»mit ›dsch«, wie Roger Whittaker« – entpuppte sich zu Raphaels  
Erstaunen als der Schlagermusik-Nachbar aus Zimmer zehn.

Da alle erzählten, warum sie sich in der Klinik aufhielten, sah  
Raphael sich genötigt, es auch zu tun. »Ich gehöre zur Kaffee-  
Dynastie Freersen und bin ein wenig überarbeitet.«

»Der Freersen-Kaffee?«, hakte Katja mit großen Augen nach.  
»Der mit der hübschen Kaffeepflückerin auf der Packung?«

Raphael nickte. Luana begrüßte als lebensgroße Pappfigur  
auch die Besucher im Foyer der Flensburger Rösterei.

»Kein Wunder, dass du überarbeitet bist«, meinte Katja. »So  
ein Riesenunternehmen zu führen muss Stress pur sein.«

»Ich hoffe, meinen Burn-out hier in den Griff zu kriegen, um  
so schnell wie möglich in unsere Londoner Filiale zurückkehren  
zu können.«

»Dann musst du dir mal ein bisschen Spaß gönnen, Kumpel«,  
riet Roger ihm und beugte sich vor. Mit leiserer Stimme fuhr  
er fort: »Wir zwitschern abends gerne mal einen in Wyk. Auch  
*nach* zweiundzwanzig Uhr. Also, wenn du Lust hast ... Heute  
Abend sind wir wieder unterwegs. Wir nehmen dich gerne mit  
auf unseren *Strandspaziergang*.«

Der Rest der Truppe nickte.

»Ich dachte, ab zehn Uhr abends sind die Pforten hier dicht?«,  
hakte Raphael nach.

»Ach was«, winkte Schlager-Roger lässig ab. »Durch den Keller kommen wir rein. Der Hausmeister kriegt ein kleines Scheinchen – wir schmeißen zusammen –, und dann liegt der Schlüssel unter der Matte.«

\*\*\*

»Aah«, stöhnte Raphael wohligh während der Massage. »Das tut gut.«

»Schön.«

Physiotherapeut Hannes Behmer war nicht der Gesprächigste, das hatte Raphael schon festgestellt. Es würde nicht einfach werden, ihm etwas zu entlocken, das ihn bei seinen Ermittlungen weiterbringen würde. Warum also nicht mal mit der Tür ins Haus fallen?

»Sie haben begnadete Hände«, murmelte Raphael mit geschlossenen Augen, während die Pranken des großen Blondens seinen Rücken kneteten. »Verdient man eigentlich viel als Physiotherapeut? Ich meine, Sie verschaffen den Menschen so viel Entspannung, das muss doch gut bezahlt werden, oder?«

Hannes Behmer nahm seine Hände von Raphaels Rücken, und Raphael dachte schon, dass er mit seiner persönlichen Frage zu weit gegangen war, doch Behmer schüttete nur etwas Öl auf eine Hand nach, verteilte es auf beide und knetete weiter. »Reich wird man nicht.«

Raphael wartete, aber mehr kam nicht. »Wohnen Sie denn auf der Insel? Wohnraum ist hier doch bestimmt teuer«, tat er unwissend.

»Passt schon.«

Grr ...

Aber Raphael wollte noch nicht aufgeben. »Man liest ja immer in der Presse, dass für die Insulaner die Mieten teilweise gar nicht mehr zu bezahlen sind. Irgendwann habt ihr hier auf Föhr noch Sylt-Verhältnisse.« Und damit hatte er anscheinend in das innere Wespennest des Therapeuten gestochen.

»Allerdings!« Hannes Behmer klang *not amused*. »Wenn man nicht gerade Chef ist oder ein Investor mit fetter Brieftasche, hat man hier langsam, aber sicher verloren. Ich wäre schon längst runter von der Insel, in meinem Job krieg ich überall Arbeit. Aber meine Frau ist von hier. Die will hier nicht weg. Kann ich auch verstehen. Föhr ist ja toll. Und wir haben drei Kinder. Für die ist die Insel natürlich ein prima Ort zum Aufwachsen. Aber wenn man nur noch für die Miete und den Lebensunterhalt malocht ...«

Aha!

»Nicht steif machen«, mahnte Hannes Behmer.

Raphael löste die Spannung. »Dürfen Sie denn eigentlich ein Trinkgeld von den Patienten annehmen?«

»Um Himmels willen. Unser Klinikleiter würde durchdrehen.«

»Der muss es ja nicht wissen.«

»Nee, nee, das lehne ich immer ab. Ich brauche meinen Job.«

Da das mit dem Ins-Haus-Fallen ja ganz gut geklappt hatte, beschloss Raphael, auf Subtilität zu verzichten. »Ein Trinkgeld anzunehmen ist doch keine Straftat. Sie klauen ja nichts.«

Hannes Behmers Auflachen und der Satz »Sie haben Vergleiche!« kamen für Raphaels Empfinden etwas zu spät, insbesondere weil Behmers Hände auf Raphaels Rücken einen Moment lang aufgehört hatten zu kneten.

Sekunden später machte er weiter. »Haben Sie heute noch was Schönes vor, Herr Freersen? Für Anfang Oktober ist das Wetter ja grandios.«

\*\*\*

»Einen hab ich noch«, kündigte Katja mit schwerer Zunge einen weiteren Witz an. Inzwischen hörte auch schon der Nachbarstisch im Café Milchbar am Wyker Sandwall mit. »Warum kann die Hälfte der verheirateten Männer nach dem Sex nicht einschlafen? ... Weil sie noch nach Hause fahren müssen.«

Alle lachten, und Raphael sagte: »Eine Runde geht noch auf mich.« Er hob die Hand, als der Kellner zu ihnen sah. Es war eine gute Idee gewesen, sich dem »Strandspaziergang« der Klinik-Tischrunde anzuschließen. Sie hatten in den drei Stunden, die sie hier am Sandwall saßen, viel Spaß gehabt. Mittlerweile war es halb elf, und sie hatten somit die Ausgangssperre bereits um eine halbe Stunde überschritten.

»Nee, ick bin raus«, winkte Tilly ab. »Ick bin dicht wie 'n Uhu.« Sie holte so tief Luft, dass sich der Bullenschädel auf dem schwarzen »Wacken«-Shirt über ihren Brüsten spannte.

»Das sind wir doch alle«, lallte Roger und rieb sich die Plauze. Gerade hatte er sich trotz Abendessens in der Klinik noch ein Krabbenbrot mit Spiegelei einverleibt, wobei er beim Essen das halbe Eigelb auf Raphaels Bein gespuckt hatte, weil er einfach den Mund nicht halten konnte. Raphael hatte weniger den Fleck als eklig empfunden als die Tatsache, dass Roger das Ei von seinem Bein geklaubt und sich in den Mund zurückgestopft hatte.

»Aber Tilly hat recht«, sagte Tobi und erntete zustimmendes Nicken von Olli. »Wir sollten langsam los. Ich ruf mal ein Taxi.« Er schwankte, als er aufstand, und ging ein Stückchen weiter, weil Katja bereits den nächsten Witz zum Nachbartisch hinüberblökte. »Sagt der Arzt zu der Zweiundneunzigjährigen: Gute Frau, Ihr Freund ist einundzwanzig. Da kann jeder Sexualkontakt zum Tode führen. Sagt die alte Dame: Na ja, dann stirbt er halt.«

Als sie zahlten, fiel Raphaels Blick auf den Weg, der an der Kurmuschel vorbeiführte. War das Ava, die da lief? Das Licht der Lampen in der Dunkelheit und sein alkoholgeschwängelter Kopf ließen das Bild verschwimmen. Doch, sie war es!

Er stand auf. »Fahrt schon mal«, sagte er zu Tobi. »Ich nehme ein späteres Taxi. Ich glaube, ich sehe da jemanden, den ich kenne ... aus Flensburg«, fügte er hastig hinzu.

»Weißt du denn, wie du reinkommst?«, fragte Olli, der auch nicht sicher stand, während er in seinem Portemonnaie herumwühlte, um den geduldig wartenden Kellner zu entlohnen.

»Wir legen den Schlüssel unter die Fußmatte zurück«, sagte Roger. »Du musst ihn nur mit reinnehmen und drinnen in den Putzeimer auf dem Regal legen. Da holt«, er rülpste laut und vernehmlich, »der Hausmeister ihn morgen früh raus. Capito, Raphaelo?«

Katja kicherte.

»Ja klar«, sagte Raphael, während er Ava mit dem Blick folgte. Sie trug kein Kopftuch, sondern ihre schwarze Langhaar-Perrücke. Bekleidet war sie mit Jeans, einem bunten Kurzmantel, Schal und Stiefeln. »Tschüs dann, bis morgen«, verabschiedete er sich von der Klinik-Truppe. Er hatte Ava noch nicht in der Detektei gesehen, seit er zurück war, denn sie war krank.

Er ging wie Ava den Sandwall hinunter. Am Schachspiel wandte er sich nach rechts, um ihr auf die Strandpromenade zu folgen. »Ava?«, rief er.

Sie blieb stehen und drehte sich um. »Johannes?«, sagte sie überrascht. Als er vor ihr stand, verschloss sich ihr Gesicht minimal. »Raphael.« Sie klang heiser, aber nicht überrascht. Anscheinend hatte sie schon von Imme gehört, dass er zurück auf der Insel war. Oder von seinem Bruder, der sich dauernd mit ihr traf.

»Hi!« Er musterte das Gesicht der Afghanin, die hübsch geschwungenen Lippen, die kleine Nase, die wunderschönen Augen und die Narben an ihrer linken Wange, die sich weiß und unregelmäßig gegen ihre Gesichtshaut abhoben. »Wie geht es dir?« Er versuchte krampfhaft, nicht zu lallen. »Imme sagte, du hast Gerippe ... Grippe.«

»Ja.« Sie klang reserviert. »Ich fühle mich noch sehr schlapp, aber ich musste einfach mal raus. Tarik schläft. Darum habe ich mich noch mal zu einem Spaziergang aufgemacht.« Sie musterte ihn. »Und du bist jetzt doch wieder da?«

»Ja klar.«

»So klar war das nicht. Wir haben ja gar nichts von dir gehört. Ich hatte mir vorgenommen, mir eine neue Arbeit zu suchen, sobald ich gesund bin.«

»Quatsch«, entfuhr es ihm. »Du musst dir nichts Neues suchen. Ich mach weiter. Bin gerade in einem neuen Fall.«

»Ja.« Sie verzog spöttisch die Lippen. »Das rieche ich. Und jetzt entschuldige mich. Ich möchte Tarik nicht so lang allein lassen. Ich denke, ich werde übermorgen wieder im Büro sein.« Sie wandte sich um und ging weiter.

»Lass dir Zeit«, rief er ihr hinterher. »Kurier dich ruhig aus, bevor du wiederkommst.« Er sah ihr einen Moment lang nach, dann ging er zur Milchbar zurück. Ein Gutenachtdrink musste noch sein.

Als er auf dem Großbergweg an den Maisfeldern vorbei zur Klinik ging – er hatte das Taxi vorsichtshalber ein gutes Stück vorher halten lassen –, waren seine wattigen Gedanken erneut bei Ava. Ihr Ex-Mann hatte ihr vor ein paar Jahren die Kopfhaut bei einem Säureanschlag verätzt. Was für ein Mensch konnte so etwas tun? Was für ein ekelhafter Parasit musste dieser Kerl sein? Ein paar Jahre saß er noch im Knast. Würde er Ava und ihren Sohn danach in Ruhe lassen? Raphael wusste, dass Ava sich diese Frage auch stellte.

Er stolperte, als er von der Straße auf die Bankette geriet. *Fuck*. Warum hatte er den letzten Drink nicht weggelassen?

Als er bei der Klinik ankam, brannte in einigen Zimmern noch Licht. Insbesondere der Eingang war gut beleuchtet. Er mied ihn und ging um das Hauptgebäude herum. Bei dem Reetdachhaus hinter der Rasenfläche des Klinikgebäudes war bis auf eine schwache Außenlampe alles dunkel. Leider auch am Kellereingang der Klinik, der sich direkt neben der verschlossenen Hintertür befand. Fast wäre er die steinerne Treppe hinabgestürzt. Es gelang ihm gerade noch, sich am Stahlgeländer festzuhalten.

Wenigstens der Schlüssel lag, wo er sein sollte. Er fummelte ihn unter der Fußmatte hervor und brauchte mehrere Anläufe, bevor er das Schloss traf, aufschließen und hineingehen konnte. Brav befolgte er die Anweisungen Rogers, schloss ab und warf den Schlüssel in den Eimer, den er erst fand, nachdem er mit

seinem Smartphone das Regal abgeleuchtet hatte, auf dem außerdem noch angebrochene Farbdosen, Werkzeuge, beschriftete Kisten und Kartons lagerten.

Er drehte sich um und leuchtete die weiß getünchten Wände ab, um herauszufinden, wo sich die Treppe nach oben befand. Doch hier gab es keine Treppe, nur eine Tür. Dahinter war Licht an, denn die Umrisse der Tür zeichneten sich ab. Hoffentlich führte die zum Flur mit dem Treppenaufgang. Er tappte durch den Kellerraum und stieß mit dem Fuß gegen etwas, sodass es laut schepperte. Er fluchte und verharrte kurz. Dann ging er weiter und zog die Tür auf.

Es war dunkel auf dem Flur. Während er sich nach rechts wandte, fragte er sich, wie er die erleuchteten Umrisse der Tür gesehen haben konnte. Er ging schneller und hielt das Handy als Lichtquelle auf Brusthöhe, um die Treppe nicht zu verpassen, als er plötzlich wegrutschte. Er versuchte noch, wenigstens den Kopf hoch zu halten, doch es gelang nicht ganz. Heftiger Schmerz durchzuckte seinen Schädel, als er in voller Länge auf dem Boden aufschlug.

»Aah!« Benommen blieb er einen Moment liegen. Dann versuchte er aufzustehen, aber ein Schwindel ließ ihn zurücksacken. Stöhnend nahm er einen zweiten Anlauf. Wo war sein Handy, verdammt? Es war so dunkel.

Als er den Boden nach dem Handy abtastete, berührten seine Finger etwas Haariges ... Klebriges. Seine Hand zuckte zurück. Der Schwindel nahm zu, als er erneut versuchte, sich aufzusetzen. Was lag da neben ihm? Er roch an seinen klebrigen Fingern. Süß, eisenartig ... Blut!

Er schluckte und tastete noch einmal, diesmal mit geschlossenen Augen, weil sich alles zu drehen begann. Haare. Er tastete weiter. Ein Kopf. Das war ein Kopf. Er fuhr mit den Fingern über geschlossene Augen und eine Nase. Ein Ohr, etwas Hartes ... Dann nahm der Schwindel überhand. Ihm wurde übel, und alles begann sich zu drehen, schneller, immer schneller ...